Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 28 (1952-1953)
Heft: 3

Artikel: Saudade
Autor: Caltofen, R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1070808

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von R. Caltofen

Saudade...

Immer wieder begegnete mir dies Wort. Ich war damals schon lange in Portugal, aber den tiefen Sinn dieses Wortes vermochte ich nicht zu ergründen. Ich hatte damals auch schon in Stapeln von Lexiken darüber nachgeschlagen. Sie übersetzten es mir alle einfach mit «Sehnsucht». Das aber fühlte ich, diese Übersetzung glich nur einer Schale, und der Kern, der innere Kern blieb mir verborgen.

Ich fragte einmal einen Professor. «Oh, das läßt sich schwer erklären», sagte er, «das kann man nur empfinden. Aber das empfinden nur wir Portugiesen.» Und dann führte er mir aus: «Saudade, das ist eine abgewandelte Form von soledade, französisch „solitude", und bedeutet „Einsamkeit". Ja, „saudade", das hatte eben seinen Ursprung in der Einsamkeit.»

Ich verstand wohl, was er sagte. Aber was «saudade» ist, fühlte ich nicht. Da fragte ich einmal einen Kaufmann: «Das läßt sich schwer erklären», sagte er, «das kann man nur spüren. Aber das spüren nur wir Portugiesen.» Und dann erzählte er mir von den vielen Menschen in seinem Kreise, die während ihrer Ver-

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

Baseldeutsch

En erquickends Baad

Die Mundart verwendet das Eigenschaftswort sparsamer als die Schriftsprache; vor allem können lange nicht alle schriftsprachlichen Eigenschaftswörter in die Mundart übertragen werden. So sind z. B. die meisten aus dem Tätigkeitswort gebildeten Eigenschaftswörter der Mundart fremd, daneben aber auch viele andere. Das Eigenschaftswort ist eben dem Stil der Mundart wenig angemessen.

Mundartfremd	Richtige Mundart
en erquickend Baad	*e heerlig* (oder ähnl.) *Baad*
e ryßende Bach	*e Bach, wo hailloos ryßt*
e bassend Glaid (Kleid)	*e Glaid, wo baßt*
e bliehende Baum	*e Baum, wo blieht*
e fähige Mentsch	*Ain, wo eppis kaa*
e biwunderungswirdig Wärgg	*e Wärgg, wo me nummen eso stuunt dervor*

Der Mundart gemäß sind hingegen jene Eigenschaftswörter, die mehr nur selbstverständliches, schmückendes Beiwort als eigentlicher Bestandteil der Schilderung oder gar der Handlung sind; — also:

e scheen Huus
e grieni Matte
e dumm Huen (Huhn)
e gueti Hutte (gutmütiger Mensch) usw.

Am meisten gesündigt wird im Baseldeutschen mit den Endungen des Eigenschaftswortes. Das Baseldeutsche nimmt hier eine Art Sonderstellung ein.

Richtig	Falsch
e guete Mentsch	—
der dumm Auguscht	*der dummi Auguscht*
e liebi Frau	—
die beesi Häx	—
e glai (kleines) *Kind*	*e glains Kind*
s schlächt Wätter	*s schlächti Wätter*

Zusammengestellt von Rudolf Suter

lobungszeit oder während ihrer ersten Ehejahre nach einer der weitentfernten überseeischen Besitzungen des Imperiums übersiedeln mußten oder als Kolonialbeamte dorthin versetzt wurden. Fürs erste, das heißt für mehrere Jahre, allein. „Saudade", ja, es hatte eben seinen Ursprung in diesem Trennungsschmerz.» Ich verstand wohl, was er sagte, aber was «saudade» ist, das fühlte ich nicht.
Da fragte ich einen Literaten. «Das läßt sich schwer deuten», sagte er, «das kann man nur ahnen. Aber das ahnen nur wir Portugiesen.» Dann lächelte er über mein erfolgloses Suchen. Es wären schon Berge von Papier und Ströme von Tinte dazu verbraucht worden, um dieses «saudade» in Worte zu fassen. So wolle er es lieber gar nicht erst versuchen. Er könne mir nicht besser helfen, als mir zu raten, Bernardin Robeiro zu lesen und Cristâo Falcâo und Diego Bernardes. Und ich las in den Versen dieser bukolischen Dichter des 16. Jahrhunderts, die noch heute das Entzücken der portugiesischen Seele sind. Ja, und ich hörte sie den Schmerz der «saudade» preisen, und ich verstand wohl, was sie sangen, aber was «saudade» ist, das fühlte ich nicht.

Ich war in Minho. Zum ersten Male. Ich war von Anfang an begeistert von diesem Ländchen, dem nördlichsten von Portugal. Seine Westwinde schickt ihm der Ozean, seine Ostwinde der Tras-os-Montes, aber diese berüchtigt rauhen Gesellen werden erstaunlich behutsam, sobald sie nach Minho kommen. Es ist, als fürchteten sie, mit ihrer ungestümen Wildheit diesen wie hingehaucht scheinenden Bergen ein Leid anzutun. Und erst recht den hübschen, kleinen Bauernhäusern, die, zu trauten Dörfern vereint, von lichten Wäldern liebevoll umfangen, im blumigen Wiesengrunde einladen. Sie sind alle weiß oder aus anheimelndem Fachwerk, mit lachend roten Dächern und freundlichen, kleinen grünen Fensterchen und vielen Schwalben unter den Firsten. Ein wenig zu ernst und feierlich nehmen sich die «solares» dazwischen aus, jene uralten Herrensitze, deren es hier in den Tälern von Minho viele gibt. Sie haben einen schweren steinernen Unterbau, klotzige,

Foto: E. Fehr

Der Wegmacher

fensterlose Türme mit Zinnen und Schießscharten, dazu wuchtige, burgtorähnliche Einfahrten. Sogar die offenen Galerien wirken durch ihre dicken Stützpfeiler aus Granit auf den ersten Blick befremdend genug. Wie jedes Haus den Geist seiner Bewohner widerspiegelt, so verraten die «solares» mit der ihnen eigenen Strenge des Stils, der auf jeden Zierrat bewußt verzichtet, besser als alles andere den Herrenstolz jener Geschlechter, die sie einst geschaffen und die nun seit Jahrhunderten in ihnen leben. Es sind die suevischen und westgotischen Nachkommen, die dem portugiesischen Volke in allen Zeiten verdienstvolle Männer und bis in die letzten Tage der Monarchie hinein den Adel des Hofes gestellt haben. Aber wenn auch die meisten dieser «solares» von weitem gesehen ein sehr unnahbares und fast finsteres Gesicht haben, steht man erst vor ihnen, so gewahrt man bei allen eine stille Herzlichkeit. Bei dem einen spricht sie aus dem gemütvollen Kunterbunt eines bäuerlichen Gärtchens, bei dem andern aus dem gütigen Rauschen uralter Parkbäume, bei einem dritten aus der stummen Innigkeit, mit der eine hundertjährige Kletterrose oder Glyzinie das graue Gemäuer umarmt.

Und selbst wenn das alles einmal fehlen sollte, würden sie doch niemals unheimliche Gespensterschlösser werden, denn es bliebe ihnen doch der zärtliche Wind, der tagaus, tagein ihre Türme und Zinnen umspielt, und es verbliebe ihnen auch noch immer das warme, lebendige Grün, das als sichtbarer Segen des Fleißes und des Friedens auf ihrer weiten Erde wogt. Baumbestandene Wege durchziehen die hügelige Landschaft mit ihren fruchtbaren Oliven- und Wein- und Obstgärten, mit ihren üppigen Fluren von Weizen und Mais und Hirse, voll Kohl und Bohnen und Kichererbsen. Ein jeder Acker, ein jeder Garten ist von einem schmalen Schattendach aus Reben umrahmt, und an jedem Rain blühen und duften Feldblumen ohne Zahl. Ja, es ist ein entzückendes Ländchen, dieses Minho.

Und es lebt ein reizendes Völkchen hier oben in Minho. Freundlich und zugänglich sind die Menschen. Man fühlt sich bei ihnen sofort wie daheim. Sie sind fleißig und gesellig. Vom Morgentau bis zum Abendrot schafft man hier in Haus und Hof, in den Gärten und Feldern. Und das ist das Eigenartige dabei, nie wird man einen Menschen allein bei der Arbeit

Aus der Mappe eines Deutschlehrers in der Westschweiz

Bei der Lektüre der Klassiker

Geßler zu Tell:

«Denn fehlst du ihn, so ist dein Knopf (Kopf) *verloren.»*

Auf dem Rütli. Walter Fürst:

«Wenn am bestimmten Tag die Burgen fallen, so geben wir von einem Berg zum andern das Zeichen mit dem Rausch (Rauch) ...»

Baumgarten sagt von seinem Weib:

«Der Landvogt lieg' in seinem Haus; er hab' ihr anbefohlen, ihm ein Bad zu rüsten. Drauf hab' er Ungebührliches von ihr erlangt (verlangt).»

Frau Marthe zu Mephisto:

«Ich meine, ob Ihr niemals Luft (Lust) *bekommen?»*

Montgomery zu der Jungfrau von Orléans:

«Halt ein, Fruchtbare!» (Furchtbare).

Aus Aufsätzen

«Kriemhild zeigte Hagen die Stelle, wo ihr Mann wunderbar (verwundbar) *war.»*

«Walter Tell wußte, daß sein Vater ein guter Schutzmann (Schütze) *war.»*

Beim Aufsagen von Gedichten

«Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Hunde (Kunde).»

Ein Grenadier klagt:

«Doch hab' ich Weiber (Weib) *und Kind zu Haus,*
Die ohne mich verderben.»

Wilhelm Tell:

«Ich lebte still und armlos (harmlos).»

Beim Übersetzen

«Ils durent s'enfuir»: «Sie mußten flohen».

«Und sieht er uns in unsern Schranken bleiben»: «Et s'il nous voit rester dans nos armoires».

«Das Schweizer Panier»: «Le panier fédéral».

sehen. Immer sind mehrere beieinander, immer Männer und Frauen gemischt. Und immer sind sie vergnügt, immer zu einem Schwätzchen bereit. Stets haben sie eine Blume am Hute oder einen Fado auf den Lippen. Sie singen im Haus, sie singen auf der Landstraße, sie singen bei der Feldarbeit. Es sind einfach rührend herzliche, kleine Volkslieder, die zart und lind gleich den Wolken und Winden über das schöne Minho dahinwehen.

Das schönste aber ist der Abend. Da gibt es ein Tänzchen, da spielen Violine und Flöte auf und manchmal auch die Handorgel. Die scheidende Sonne hört Jubel und Gelächter an allen Enden. Man dreht sich im niedrigen Stübchen oder im kleinen Hof, man dreht sich auf freier Tenne oder auf offener Dorfstraße. Man nippt Wein und Kaffee, man knabbert Oliven und Sonnenblumenkerne. Die Alten ersetzen durch Lachen und Qualmen, was sie an Bewegung versäumen müssen. Kurz gesagt, es sind fröhliche Abende hier in den Dörfern. Und ich war gewiß, hier nun endlich einmal einen Born südlich sonniger Lebensfreude gefunden zu haben. Ich schrieb Briefe darüber in die Heimat, die sicher eine große Ähnlichkeit hatten mit den Berichten rasender Reporter, in denen stets nicht nur ganz Portugal, sondern der Süden schlechthin als ein Land ewig lachender, sorgloser Heiterkeit geschildert wird und die in erster Linie daran schuld sind, daß diese falsche Meinung so weit im Norden verbreitet ist.

Es war August. Die weiten Gemüsefelder prangten in dem satten Rot der Tomaten und in dem lackblanken Grün der Pfefferschoten. Auf allen Gehöften lagen goldene Berge von Mais und silberne von Hirse. Solange die Sonne über den Himmel lief, stampften geduldige Ochsen auf den Tennen rumdum, während andere laut brüllend ihre hochbeladenen Wagen vorbeischleppten, um die schier unerschöpflichen Mengen an roten Pflaumen und gelben Melonen, an letzten Mispeln und ersten Quitten, an grünem Kümmelkohl und violetten Eierfrüchten, an süßen Kürbissen und noch süßeren Batacas auf den Markt zu bringen.

Es war um die Zeit der schönen Nächte, in denen es Sternenlicht regnet. Es war um die Zeit der schönen Tage, in denen alle Landstraßen weiß sind von den duftenden Blüten der Akazien und des Jasmins, in denen alle Gärten rot sind von den Herzen der Rosen und blau von den treuen Augen der Heliotrops.

Die Erde war zur Feier bereit.

Auch die Menschen waren zu dieser Feier bereit.

So rüsteten sie sich zu einem Fest.

Es gab eine Romeria.

Das sollte eigentlich eine Wallfahrt nach Rom sein. Aber nein, sie geht keinesfalls bis Rom. Sie macht nur pflichtschuldigst dem nächsten kleinen Kirchlein eine Visite und geht dann weiter in die nächste große Schenke. Ohne Frage ist dem Herrgott im Himmel diese Ausgelassenheit seiner Erdenkinder lieb und recht so; denn siehe, alle die vielen Romeriakuchen waren köstlich geraten, und in der Nacht vor dem großen Tag hatten alle Winden am Wege ihre vielen tassengroßen, tiefblauen Blumenglocken geöffnet. Engelsglöcklein nennen die Leute von Minho sie. Und die Romeriakuchen heißen auch Engelsbrot. Beide haben für sie eine geheime Sprache.

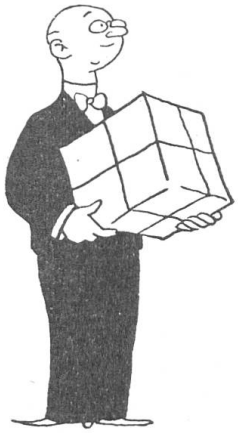
Mädchen und Frauen, vor allem aber die jungen Mütter, die hier in hoher Ehre stehen, schmückten sich mit Winden und andern wilden Blumen. Heute wurde das Alltagszeug am Wandhaken keines Blickes gewürdigt. Heute wurde nach langer Zeit wieder einmal der Kleiderkasten aufgeschlossen und alles, was er an feinen Stickereien und ererbten Festtagsgewändern barg, herausgeholt. Natürlich auch die großen Ohrgehänge. Sie stammen bei den meisten mindestens von der Urgroßmutter, und sie sind bei allen, auch bei denen, die sich nie mehr leisten als alle Jubeljahre einmal eine billige Jacke, aus schwerstem Dukatengold. Die jungen Mädchen tragen zur Feier des Tages einen eigenartigen hohen Aufbau von Blumen auf dem Kopfe. Er gleicht mit seinen beiden übereinandergestellten Kränzen einer Acht. Zuoberst thront, gleichsam ein Krönchen, noch ein kleiner Tuff aus Blumen und Bändern und Flittertand.

Die guten Ochsen, die aller Tage Arbeit so willig teilten, sie werden beim Fest nicht vergessen. Die Leute von Minho lieben ihre Ochsen, sie sprechen mit ihnen wie zu einem Kameraden und geben etwas auf ihren Widerstand. Sie führten sie alle mit im Festzuge, ihre stattlichen «barroesas», die beste Rasse von Portugal, zu erkennen an den gigantischen Hörnern. Immer zu zweien schritten sie im Joch. Sie trugen es so stolz und so leicht wie einen Schmuck, und ein Schmuck ist es ja

auch wirklich. Breit ist es, daß es die Nacken je zweier dieser mächtigen Tiere überspannt, und hoch ist es, über einen halben Meter wenigstens. Über und über ist es geschnitzt und bemalt. Und um dieses Jochbrett noch schöner und leichter erscheinen zu lassen, sind die schmalen Kanten ringsherum mit einer Reihe kleiner, steifer Borstenbüschel besetzt. Die wippen gar lustig bei jedem Schritt. Und heute, bei der Romeria, schlängelten sich noch viele zarte Ranken von Winden zwischen ihnen hindurch, und die großen, tiefblauen Blumenglocken schwangen fröhlich im Morgenwinde.

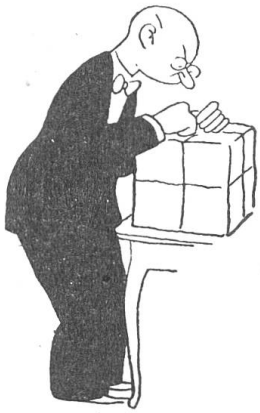
Und es war die Fröhlichkeit selber, die ihnen folgte.

Der kleine Familienfilm

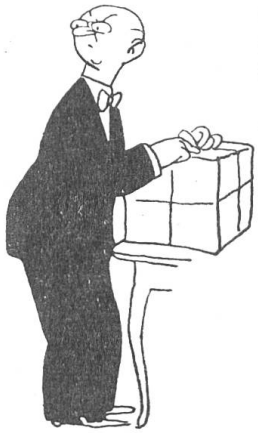


Weihnachtsgeschenk von Tante Klara ist gekommen. Frau ruft, es sofort aufzumachen. Kann nicht erwarten, bis sie das Geschenk sieht. Soll sie ihm die Schere bringen?

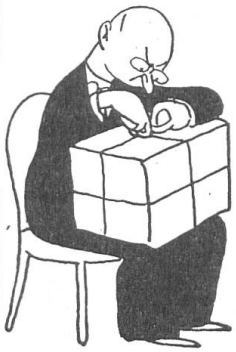
Ruft «nein», er will den Knopf aufmachen. Eine solche Schnur kann man wieder brauchen.



Manipuliert am Knopf herum, der viel komplizierter ist, als er erwartet hat.



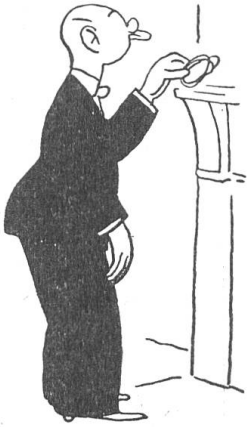
Frau ruft: «Um Himmels willen, ist das Paket immer noch nicht ausgepackt?»



Nimmt das Paket auf den Schoß, um es mehr in der Gewalt zu haben. Fritz bietet sein Federmesser an.

Beginnt heftig zu schnaufen und bekommt roten Kopf. Frau regt an, jemand anders versuchen zu lassen.

Triumph! Nach zwanzig anstrengenden Minuten ist der Knopf gelöst.



Ringelt die Schnur sorgfältig zusammen und legt sie auf das Fenstersims, wo sie eine Woche herumliegt und dann fortgeworfen wird.

Die Qual der Wahl

war damals ebenso groß wie heute. Nur geht es jetzt um eine Küchenmaschine. Heute wie damals zählen Zeugnisse. Lassen Sie sich darum im Fachgeschäft zeigen, was Kitchen Aid-Besitzerinnen schreiben. Nach einer Vorführung werden Sie gewiß ebenso begeistert sein. Wünschen Sie, schenken Sie eine Kitchen Aid. Je länger Sie diese vielseitige Maschine besitzen, desto wertvoller wird sie Ihnen.

Generalvertretung P. Winterhalter, St. Gallen

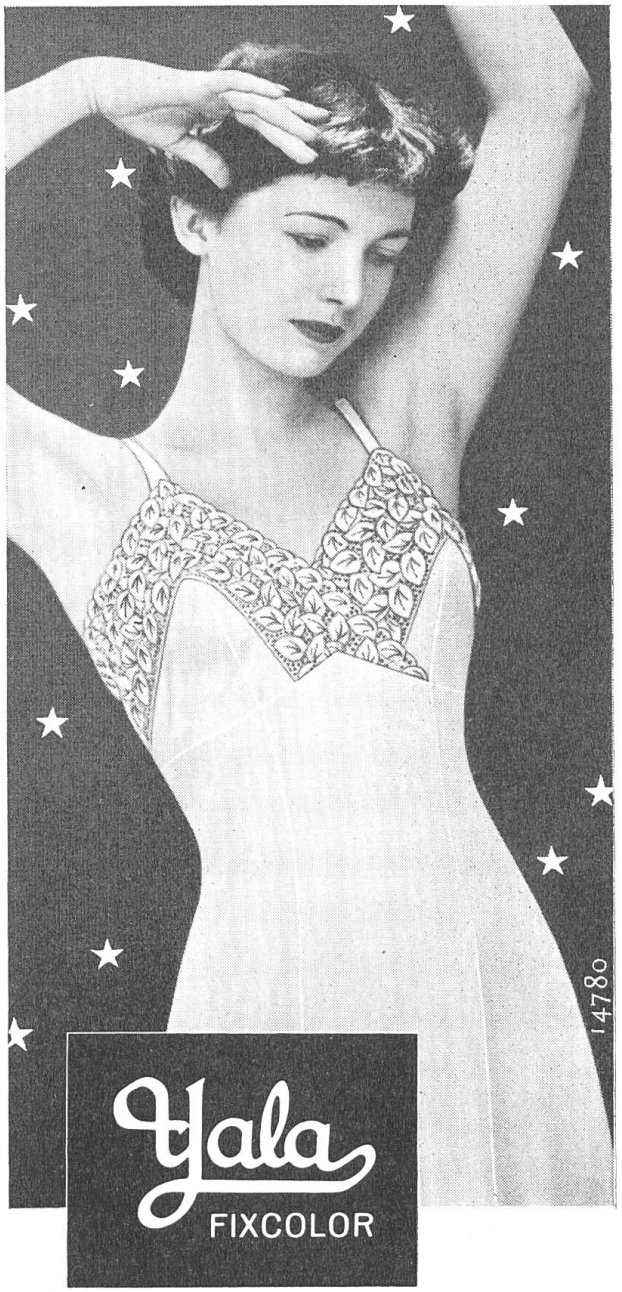
Sie zog in die Kapelle hinein, sie zog aus der Kapelle heraus. Wohl mahnte das Kirchenglöcklein in angstvoller Anstrengung, aber seine Mahnung verhallte ungehört in dem Getöse der Böller und Pauken und Trompeten. Der frühe Mittag brachte das große Essen. Hei, da gab es einmal auch für den ärmsten Hintersässer etwas anderes als Bacalhau und Caldo verde. Da konnte man allerwärts, während das blanke Fett aus den Mundwinkeln herunterlief, zwischen den starken, gesunden Zähnen Enchidos und Salpicãos knacken hören, diese mit Wein zubereiteten köstlichen Bratwürste, diese kleinen Wunder der Küchenkunst. Da konnte man erfahren, was der Cozido, dieses oftmals nur gering gewertete portugiesische Nationalgericht, für eine leckere Angelegenheit ist. Fürwahr eine richtige Delikatesse, dies gekochte Rindfleisch mit seinen feinen Beilagen von gesottenem Huhn und Schinken und Wurst, und die für gewöhnlich auf jedem Cozidteller herrschende Dreieinigkeit von Semmelbrot und Reis und Gemüse mußte sich heute mit der etwas kläglichen Rolle begnügen, dies ausgezeichnete Fleischgericht zu garnieren. Da konnte man Lachse und Butter und Meeresneunaugen in erstaunlicher Menge sehen, nicht zu vergessen die Riesentintenfische, nach Minhoer Art getrocknet und gewürzt und mit Reis gereicht. Da flossen Granja und Generoso und Vinho verde wie Wasser. Da waren Aschenkuchen und Mandelberge hoch aufgetürmt, da stand auf Schritt und Tritt Naschwerk von Honig und türkischen Bohnen bereit.

Oh, die Leute von Minho wissen, was gut schmeckt, und sie hatten sich denn auch ungeachtet der Hundstagehitze den Wanst gehörig vollgestopft. Aber es wurde trotz alledem kein einziger Westenknopf gelockert und kein einziges Schultertuch abgenommen. Daß die so sittsam geölten, kleinen Backenbärte der Männer und die so tugendsam gedrehten großen Haarknoten der Frauen bei dem dauernden Schweißwischen schon anfingen, ein wenig aus der Form zu gehen, das ließ sich ja schließlich nicht ganz vermeiden.

Der frühe Nachmittag brachte den großen Tanz. Die allgemeine Schläfrigkeit dieser Stunde, nicht zuletzt auch die drückende Schwüle und der ungewohnt volle Magen sorgten für gemessene Weisen und gemessene Reigen. Die tanzhungrigen Großen drehten sich gerade so langsam und beschaulich wie die

wichtigtuenden Kleinen, die abseits auf ihrem niedlich hergerichteten Festplatz unter den Apfelsinenbäumchen umherstolzierten.
Ja, sehr beschaulich hatte es angefangen. Bald allerdings stieg die Stimmung zu sprudelnd lauter Tollerei, und als der Abend kam, da gingen die Wellen der wilden Lust bereits bedenklich hoch.
Fetzen von Frauenlachen und Schrammelmusik überflatterten das Krachen der Dominosteine und Würfelbecher, kosendes Gekicher und lästerndes Kreischen durchgirrten großspurige Reden und polterndes Geschimpfe. Und jeder Blick fand gestohlene Küsse oder blutende Nasen, umgeworfene Stühle oder Pfützen aus Wein. Alles in allem, an eine Wallfahrt erinnerte nicht das geringste mehr, weit eher an ein heidnisches Gelage. Aber dann . . .

Ich vermag nicht zu sagen, ob ein Preissingen üblicherweise zu einer Romeria gehört. Ich war, angewidert von dem wüsten Trubel, auf einen der kleinen, schmalen Gitterbalkone hinausgetreten und hatte im Anblick der abendstillen Felder Erholung gesucht.
Als ich mich wieder umwandte — es mochten nur einige Minuten verstrichen sein —, da sah ich ein ganz verändertes Bild vor mir. Ungeheuer jäh und kraß war diese Veränderung. Es war, als hätte jemand eine Münze auf ihre andere Seite umgedreht.
Die Musikanten und die Raufbolde waren still. Die Gläser und die Dominos waren still. Sogar die überwachen Kinder und die weinseligen Erwachsenen waren still.
Der alte Mann vor ihnen sang gut. Und einen guten Sänger ehrt man hier im Ländchen der sprichwörtlichen goldenen Ader durch ein unaufgefordertes Schweigen.
Er war am Ende.
Ein nächster sang. Er rollte gar sehr mit den Augen und zerrte gar mächtig an seinem romerianeuen, bunten Schlips. Er sang von einer Moritat. Sie war fürchterlich. Und wie er sie sang, das war noch fürchterlicher. Er kam aber nur bis zur dritten Strophe, da wurde er vom Weinfasse heruntergelacht.
Ein dritter brachte ein schelmisches Liedchen, man dankte ihm mit stürmischem Beifall und schmetterndem Lachen.
Und nun kamen und gingen sie lange fort im Wechsel, diese atemlose, aufmerksame Stille und jene herzhaft fröhliche Begeisterung.



Ein Prinzessrock, an dem Sie die bekannten YALA-Vorzüge - gute Passform, sorgfältige Ausführung, erstklassiger Schnitt - begeistern werden.

Viele andere nützliche Modelle in Charmeuse und Nylon. Praktische und beliebte Weihnachtsgeschenke. In den meisten guten Geschäften erhältlich. Verlangen Sie ausdrücklich Yala.
Tricotfabrik Jakob Laib & Co., Amriswil

LABEL

Denn es waren gar viele, die gern ein Lied oder eine Stegreifdichtung zum Besten geben wollten.
Als letzter erhob sich ein kleiner, unscheinbarer Mann, sicherlich ein armer Landmann. Er war mir heute schon einmal aufgefallen. Durch seine kühnen Tanzsprünge und durch seine lauten Jauchzer. Er schien mir überhaupt eine besonders fidele Haut zu sein. Jetzt trat er nur zögernd vor, und er ließ sich nicht dazu bewegen, auf das Sängerfaß zu steigen. Er war häßlich. Und die frischen Pockennarben, die sein Gesicht ganz und gar bedeckten, machten ihn vollends zu einem Inbegriff der Häßlichkeit. Die jungen Mädchen stellten das unverblümt fest, und sie hielten es nicht einmal für nötig, ihre Stimmen bei dem Geschwätz darüber zu dämpfen.
Er fing an zu singen. Er sang eines der schlichten portugiesischen Fados, eines der schwermütigen Volkslieder, die uns so dicht an jene geheimnisvolle Grenze entführen, die unserm kleinen, menschlichen Denken für immer verschlossen bleibt, über die unsere Seele aber dann und wann für einige Augenblicke wundersam weit hinauszufliegen vermag.
Es war nichts Außergewöhnliches, was das Lied mit seinen Worten zu erzählen wußte:

A moca era bonita,
filha de boa gente
o a-i-a la-a-a
com um cabellão
muito bem . . .
o a-i-a la-a-a

Das Mädchen war schön,
Tochter aus gutem Hause . . .
mit einer Flechtenkrone
herrlich schön . . .

Und für alle, außer mir, war es nicht einmal etwas Fremdes. Trotzdem aber ergriff es alle gleich mir, es ergriff uns alle mit einer sanften, unsichtbaren, unwiderstehlichen Macht.
Der Mann sang und sang.
Seine Stimme perlte und spielte wie die Silberharfen seiner lieblichen Heimatwälder, seine Stimme rauschte und brauste wie die Orgel des gewaltigen Ozeans in der nahen Ferne.

O a-i-a la-a-a

Jetzt sang er nichts weiter als diese Töne. Aber es war, als zöge mit diesen Tönen alle Sehnsucht der Welt über die schlafende Weite dahin.

O a-i-a la-a-a

Sang da überhaupt noch ein vergänglicher Mensch? Sang da nicht ein trauernder Engel?
Das Lied war aus.
Kein Spott war mehr zu hören, kein lauter, kein leiser.
Aber es war auch kein Beifall zu hören, kein lauter, kein leiser.
Das Lied hatte alle die lustigen Lippen geschlossen. Es hatte alle die melancholischen Herzen geöffnet.
Die Schellen und die Pauken und die Violinen warteten vergeblich. Für heute war es vorbei mit Spiel und Tanz. Einer nach dem andern stahl sich davon.
Wohl klirrten die Gläser und klapperten die Würfel noch einmal ihren verführerischen Singsang, aber ihre Lockrufe ertranken ungehört in dem andächtigen Schweigen.
Auch ich ging fort.
Am schwarzsamtenen Firmament erglänzten gleich Lichttränen einige wenige Sterne.
Vom Waldrande her schrie ein klagendes Käuzchen durch die warme Finsternis.
An meinem Wege stand eine einsame Agave. Sie hob ihren hohen Blütenschaft wie beschwörend gen Himmel. Fühlte sie, daß sie sich zu Tode blühte?
Sie rief den Wind. Und der nächtliche Wind kam zu ihr, er küßte sie flüchtig und eilte dann weiter zu den jungfräulich huldreichen «Königinnen der Nacht», die jenseits der dunklen Mauern dufteten und seiner harrten.
Und sie war wieder allein.
Sie rief die Stille. Und die sanfte Stille kam herbei und breitete verstehend ihre Fittiche über das letzte säuselnde Blumenwiegen. Dann aber barg sie sich unter dem schwerschwarzen Mantel einer alten Zypresse und schlief ein.
Und sie war wieder allein.
Sie rief die Wolken. Die weißen Wolken teilten sich wandernd und zeigten ihr hoch droben die funkelnde Sternenstraße, die in die ewige Heimat führt.
Da war sie nicht mehr allein. Da fingen plötzlich ihre elfenbeinernen Glöckchen noch einmal an zu läuten.
Aus dem Tal herauf weinte mit ihnen ein neues Lied aus jenem menschlichen, allzu menschlichen Engelsmunde himmelwärts.
Ich verstand nicht, was es sang.
Aber in mir erklangen alle Glocken der Seele. Und da streifte mich ein Ahnen dessen, was «saudade» ist.